**Zeitschrift:** Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
**Herausgeber:** Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
**Band:** 18 (1962)
**Heft:** 1

**Artikel:** Hochdeutsch und alemannisches Hochdeutsch
**Autor:** Cornioley, Hans
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-420667

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Und vor allem die Inserate! Oft möchte man meinen, die Leute seien wirklich überzeugt, jede andere Sprache töne besser als die unsrige. Aber es ist zumeist nicht diese Überlegung, die Fremdwörter zeugt, sondern eine große Gedankenlosigkeit.
Nicht zuletzt sind es aber die Behörden, die unsere Gedankenlosigkeit noch unterstützen und fördern. Ein Beweis? Weshalb werden in unserm Deutschwallis immer noch Gaststätten und Ferienhäuser mit fremdklingenden Bezeichnungen benamst? Klingt „des Alpes" wirklich besser als „Alpenblick" oder eine andere deutsche Benennung? Und war es wirklich nötig, in einer Oberwalliser Talgemeinde eine Straße „Rue d'Essence" zu taufen? Da kann man nur den Kopf schütteln ob soviel Gedankenlosigkeit.
Achtung, Gefahr! Man lächle nicht mitleidig ob unseres Warnrufes und behaupte nicht, solange wir keine größern Sorgen hätten, gehe es uns gut.
Nein, es geht uns nicht mehr gut, wenn wir vergessen haben, daß wir von unsern Ahnen eine wohlklingende, schöne Mundart und die herrliche deutsche Schriftsprache übernommen haben, wenn wir unüberlegt fremde Ausdrücke hineinmischen, die üblen Geschwüren gleich rasch weitere fremde Wörter zeugen und verbreiten.
Vielleicht geht es uns deswegen in Gelddingen nicht schlechter. Im Gegenteil! Aber ist das die Hauptsache? Sind Kulturgüter nicht unendlich viel wertvoller?
Darum: Achtung, Gefahr! Schützt unsere liebe Muttersprache vor allem Fremden. Auch das ist Heimatschutz. *L. Imesch*

# Hochdeutsch und alemannisches Hochdeutsch

*Aus einer Ansprache zur Eröffnung einer schweizerischen Jugendbuch-Ausstellung in München*

*Hans Cornioley*

Wieder einmal hat die seltsame Fügung, die man Zufall nennt, beim Entstehen dieser Ansprache mitgespielt. Als vor rund zwei Monaten Herrn Scherfs Brief eintraf und den Auftrag bestätigte, heute hier zu sprechen und damit die Ausstellung schweizerischer

Jugendbücher zu eröffnen, blätterte ich eben in einem Hefte der Deutschen Jugendbücherei. Es war „Das Fabelbüchlein I. Deutsche Fabeln vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Für den Schulgebrauch ausgewählt von Erwin Klatt.“ Das Inhaltsverzeichnis nennt 23 Verfasser; sie sind in alphabetischer Reihenfolge aufgezählt. Ich las als ersten Namen „Ulrich Boner (1324—1349)“ und dachte: Ulrich Boner? Das ist doch ein Schweizer, wenn die Erinnerung an die mittelalterliche Literaturgeschichte noch nicht zu verstaubt ist! Das ist aber nett, daß der Herausgeber einen Eidgenossen als ältesten in seine Sammlung aufgenommen hat. Da hätten wir ja vor einem Jahr die geschichtliche Jugendbuchausstellung in der Landesbibliothek zu Bern nicht nur „Vierhundert Jahre...“, sondern mit einiger Prahlerei „Sechshundert Jahre schweizerische Jugendliteratur“ nennen können! — Ich schlug Boners Fabel „Von einem Affen und von einer Nuß“ auf und las:

„Einstmals ein Affe kam gerannt,
da er viel gute Nüsse fand.
Die hätte er gegessen gern.
Ihm war gesagt, der Kern
wär' wohlschmeckend und gut.
Wie aber sank sein froher Mut,
als er die Bitterkeit empfand
der Hülse und sodann erkannt',
wie hart die Schale für ihn wär'.
‚Von Nüssen macht man soviel her.
Doch das ist mir nicht kund geworden.
Man hat verhöhnet mir den Mund.‘
So sprach er und warf hin zur Stund'
die Nuß. Der Kern blieb ihm verborgen.
— — Dem selben Affen sind die gleich,
sie seien jung, alt, arm auch reich,
die wegen kurzer Bitterkeit
verschmähen lange Süßigkeit.“

Es war klar, daß das nicht Ulrich Boners Originalsprache sein konnte. Der in Bern zwischen 1324 und 1349 urkundlich nachgewiesene Predigermönch vollendete ungefähr um 1350 hundert Fabelübertragungen aus dem Lateinischen (nach Äsop) ins damalige Altberndeutsche, und zwar in „seiner urwüchsigsten Gestalt“ (Baechtold 177). 1461 — ein Jubiläumsdatum also — erschienen die Fabeln gedruckt bei Pfister in Bamberg als eines der ersten bebilderten Bücher unter dem Titel „Der Edelstein“. Es war Lessing, der Boners Werk später der Vergessenheit entriß und an den Platz stellte, den es nun in der Literaturgeschichte behauptet (Rodt 166). Wie das bernische Mittelhochdeutsch tönte, sei am

Beispiel der Moral gezeigt, die den Schluß des Stückes „Vom Eichbaum und vom Rohre“ bildet; die starre Eiche wird vom Sturm gebrochen, das geschmeidige Rohr jedoch bleibt unversehrt:

„Der vaste stande, der hüete sich,
daz er nicht valle; daz rât ich.
Sô hôher berg, so tiefer tal,
so groezer kraft, so tiefer val.
Wer den mantel kêret dar,
da er des windes wirt gewar,
und überkraft entwîchen kan,
der mag wol deste baz gestan.
Wer velt, der kumt vil kûme wider;
das rôr gestuot, diu eich viel nider“ (Biese 246).

Kein Wunder, wenn auch noch dem heutigen Berner das bernische Mittelhochdeutsch des 14. Jahrhunderts verwandter vorkommt als die heutige Schriftsprache, wenn er (und die andern alemannischen Schweizer) Vorwürfe der Verstümmelung der sogenannten „Sprache Goethes“ zurückweist, wenn er — und damit geraten wir in die Gegenwart — dann und wann aufmuckt gegen kritische Bemerkungen über seine nicht selten irgendwie mundartlich getönte Schriftsprache. Im Bestreben, sich zu rechtfertigen, denkt er dann gleichzeitig gereizt und betrübt, er sei doch nicht schuld an seiner uralten Mundart und man nenne bei ihm „schlecht“, was doch oft nachweisbar einfach „alt“ sei, und zwar aus alter, guter, deutscher Familie. Und mancher denkt vielleicht noch, eigentlich sollten die Alemannen — kaum wage ich das hier in München über die Lippen zu bringen — den Bayern immer noch grollen, denn ausgerechnet in den bayrischen Mundarten habe einst die Diphthongierung der mittelhochdeutschen langen Vokale *i, u,* iu = *ü* eingesetzt und zu den neuen Zwielauten *ei, au, äu (eu)* geführt, so daß *lîp* zu *leib* wurde (schweizerisch immer noch *lyyb* (= *lîp*), *hûs* zu *haus* (schweizerisch immer noch *huus*), *hiuser* = *hüüser* zu *häuser* (schweizerisch immer noch *hüüser* oder *hüser)* usw. Die Neuerung eroberte sich das ganze Sprachgebiet, ausgenommen eben die alemannischen und die niederdeutschen Randzonen im Süden und Norden; sie blieben in dieser Hinsicht auf der mittelhochdeutschen Stufe stehen (Lexikon II 969). Wer genau vergleicht, gewahrt zahlreiche Belege für die ältere Form des Alemannischen vom erwähnten Lautstand bis zum Satzbau. Ein alemannischer Schmollwinkelstandpunkt ist selbstverständlich unvernünftig; das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen. Der alemannische Schweizer soll sich der gemeinsamen Schriftsprache gründlich annehmen,

gerade weil seine Mundart recht weit davon entfernt ist. Wie die Schriftsprache von den schweizerischen Jugendschriftstellern gehandhabt wird, läßt sich unter anderem an den hier ausgestellten Büchern ermessen. Es kann keine Rede davon sein, von einer sachlichen Kritik mildernde Umstände zu erflehen, wohl aber ist zu erwarten, daß die Schriftsprache der Schweizer nicht von vornherein für einen Bastard gehalten wird. In der Erziehung heißt es, es sei schädlich, unbegabten Geschwistern gegenüber mit Gereiztheit oder Herablassung aufzutreten; dies dürfte auch für angeblich unterentwickelte Glieder der deutschen Sprachfamilie gelten...

Zu solchen Gedanken hat uns also die zufällige Begegnung mit Ulrich Boner geführt, und sie hat uns die nicht leichte Problematik des Sprachlebens in der alemannischen Schweiz gezeigt. Daß es damit nicht sein Bewenden hat, ist wohl bekannt. Die schweizerische Bundesverfassung nennt als Landessprache außer dem Deutschen auch das Französische, das Italienische und das Rätoromanische (Romantsche). Die Wirklichkeit ist noch etwas großzügiger: zu den drei Schriftsprachen (deutsch, französisch und italienisch) kommen die fünf Schriftformen des Romantschen (oberengadinisch, unterengadinisch, oberhalbsteinisch, surselvisch, sutselvisch), ferner die noch mehr oder weniger lebendigen Mundarten aller vier Sprachgebiete mit erheblichen Varianten unter sich selber. Was das für die Jugendliteratur, für Verfasser, Verleger, Buchhändler und Kritiker für Schwierigkeiten bietet, sei hier nur angetönt. Dazu will und kann sich der lesefreundliche Schweizer selbstverständlich auch der Vorteile seiner Zugehörigkeit zu einem Nachbarlande gleicher Sprache bedienen, indem er zahlreiche Werke ausländischer Herkunft bezieht. Die Größe des benachbarten Landes scheint geradezu suggestiv zu wirken und ein Gefälle von außen nach innen zu erzeugen. Dies benachteiligt die inländischen Erzeugnisse, die ihrerseits recht selten von einem Gefälle nach außen Nutzen ziehen.

Einiges ist auch zu sagen zum Verhältnis von Schriftsprache und Mundart im schweizerischen Jugendbuch und in der Literatur allgemein. In Deutschland erscheint die Verwendung der Schriftsprache in der einfachsten bis zur gehobensten Form als mündliche Umgangssprache als ebenso selbstverständlich wie in der Schweiz ihre Nichtverwendung zum gleichen Zwecke, wenn es um ein Gespräch unter Gleichsprachigen geht. In Bayern, wo die Mundart auch noch recht lebendig ist, finden wir zweifellos großes Ver-

ständnis für einen solchen Brauch. Der sprachgeschichtliche Unterschied zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch ist bereits erwähnt worden. Je größer jedoch der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache ist, desto mühsamer wird die Aneignung der letzteren, da sie schon nicht mehr die eigentliche Muttersprache ist. Je selbstbewußter die Mundart als eigenständiges Ausdrucksmittel eines Volkes oder Volksteiles auftritt und herrscht, desto unvermeidlicher wird die Schriftsprache in Wortschatz und Regelwerk mit Wendungen von jener Seite her durchsetzt, was sich ebenso gefährdend wie bereichernd auswirken kann. Je heimeliger eine solche gemischte Sprachform dem betreffenden Volksteil vorkommen mag, desto unheimeliger = unheimlicher wird sie den andern erscheinen. So oder anders erzeugt die Besonderheit im gesamten Bereich eine gewisse Gärung. Die Formel „Was die Sprach*e* gewollt, haben die Sprach*en* zerstört", läßt sich in gewissem Sinne schon auf das Verhältnis von Schriftsprache und regionalen Umgangssprachen anwenden: Was die gemeinsame Schriftsprache will — eben die sprachliche Gemeinsamkeit und damit Gemeinverständlichkeit —, das gefährden die Ansprüche mundartlich getönter Regionalsprachen (übrigens auch die Ansprüche beruflicher Sondersprachen mitsamt ihrer Sonderschreibung). Daß es zu regionalen Verschiedenheiten kommt, ist geschichtlich, geographisch, ethnologisch zu erklären. Wann das Selbstverständliche zum Zuviel wird, das ist eine äußerst heikle Frage, weil sie sich nicht nur vom Verstande her beantworten läßt, sondern auch vom Herzen aus. Ein Blick auf die lokalpatriotische Lyrik aller Gegenden genügt, um die gefühlsbetonte Unsachlichkeit erkennen zu lassen, die dem Rühmen kein Ende setzt; es ist wie bei den Werbeschriften für den Fremdenverkehr. Im Grunde geht es nicht um „wahr" oder „unwahr", um „richtig" oder „unrichtig", sondern um die vom Verbundenheitsgefühl her genährte Treue zur engern und engsten Heimat. Ein Beispiel: Im bernischen Emmental, wo Jeremias Gotthelf gelebt hat, wo die mundartliche a-o-Grenze durchgeht, wo die einen „jaa" und „guete-n aabe" sagen, die andern „joo" und „guete-n oobe", dort also habe ein Bub aus der „normalen" a-Gegend seine Großmutter aus der o-Gegend tadelnd gefragt, warum sie „saloot" sage; es heiße doch „salaat". Da habe die Großmutter zurückgefragt: „Sagst du ‚broot' oder ‚braat'?" Der Enkel mußte zugeben, er sage auch ‚broot' (Brot), und die Großmutter bemerkte: „Also siehst du, daß ‚saloot' richtig ist und ‚salaat' falsch." Das war die Logik des Her-

zens, die Logik der reinen Einfalt in ihrer rührenden Ehrfurcht vor der überlieferten örtlichen Sprachform. Mag man darüber lächeln; man muß es auch bewundern.

Daß es die Wörterbücher der Schriftsprache nicht leicht haben, sehen wir durchaus ein. Der Duden zum Beispiel hält Hunderte von Regionalformen fest. Befriedigt er damit einerseits die Wünsche der betreffenden Bewohner, so bewirkt anderseits die genaue Herkunftsbezeichnung eine Verzögerung in der allgemeinen Verwendung, so daß eigentlich niemand recht weiß, ob die Quellenangabe eine Empfehlung oder eine Warnung ist. Dann und wann hat man gar den Eindruck, die absonderlichsten Fremdwörter seien willkommener als ein Regionalwort, mag es noch so stubenrein deutscher Abstammung sein. Wenn sich nicht nur die Schweizer, sondern zum Beispiel auch die Badener und die Österreicher wehren und auf ihre sprachliche Eigenart nicht zu verzichten gedenken, so muß man das mindestens psychologisch verstehen, sogar im Zeitalter der europäischen Integration, wenn es in den Extremen auch nicht zu billigen ist. Meines Erachtens geht es nicht um ein Entweder-Oder, sondern um ein Sowohl-Als-auch, nämlich um die Treue gegenüber der örtlichen Überlieferung, wozu auch die Sprache gehört, *und* um die Treue gegenüber allen Mitteln, die mit den nähern und weitern, ja weitesten Nachbarn eine gute Beziehung herzustellen geeignet sind. Alles Streiten der einen gegen die andere Auffassung, alles zeitweilige Siegen der einen oder andern ist belanglos angesichts der Tatsache, daß das altgewohnte Verhalten einer Volksgruppe auf ihrem Grund und Boden genau soviel natürlichen Anspruch auf Rücksicht hat wie die Anpassung an die Verhältnisse im unbegrenzten Raum. Jeder Mensch ist in senkrechter *und* waagrechter Hinsicht der Erde *und* der Gemeinschaft verpflichtet. Auf sprachlichem Gebiete muß dies zur Forderung führen, daß im gleichen Umfang, wie die gemeinsame Schriftsprache sich internationalisiert (was schon innerhalb der Sprachgrenze für die einzelnen Stämme gilt), die örtlichen Eigenheiten von den Alteingesessenen und den Zugewanderten zu bewahren sind. Keine Pflicht zur Gemeinschaft kann das Recht und die Pflicht zur Pflege des Besonderen völlig aufheben, und im Besonderen ist die ortsübliche Sprache inbegriffen. Die allgemeine Schriftsprache soll sich dankbar aus den Mundarten bereichern, soweit dies ohne Begünstigung verwirrender, überflüssiger und belangloser Varianten gleicher Grundformen möglich ist. Jedenfalls haben aus heimischem Sprachgut entstandene For-

men grundsätzlich mehr Gastrecht in der Schriftsprache als hergeschwemmte Mode- und Konjunkturwörter. Die Sprache eines Volkes gehört gleichzeitig jedem und keinem, und sie gehört den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen. Mit Sinn und Maß für gerechte Mittellösungen lassen sich auch widersprechende und auseinanderstrebende Rechte und Pflichten versöhnlich verbinden.

Sie, meine verehrten Zuhörer, verstehen zweifellos, daß und warum die geäußerten Gedanken einem Schweizer wichtig sind. Vor kurzem las ich einen eigenartigen Aufsatz des welschschweizerischen Schriftstellers Landry, der erklärte, er schätze die kulturelle Eigenständigkeit der Deutschschweizer und besonders ihre Mundart; die Schweizer französischer Sprache, die ihre Mundartreste kaum mehr pflegen, seien gerade deswegen „niemand" (wörtlich: „nous ne sommes personne"), und die Bereitschaft, das in Paris von der Académie beschlossene Französisch peinlich genau zu übernehmen, beraube die Welschen ihrer Besonderheit, auf die sie doch stolz sein sollten. Diese tragisch zu nennende Einsicht eines Welschschweizers selber, die von einem langen Aufenthalt in der Provence mit ihrer noch blühenden völkischen und sprachlichen Eigenart genährt worden ist, ist eine ernste Mahnung an alle. Es ist die lebenswichtige Mahnung, das Einzelne nicht von der Masse überwältigen und zerstören zu lassen. Die ironische Redensart, einer „sehe vor lauter Bäumen den Wald nicht", hat wahrscheinlich in der Umkehrung eine viel wichtigere und warnende Bedeutung: vor lauter Wald den einzelnen Baum nicht mehr sehen...
Es schien mir nötig zu sein, zur Eröffnung einer Ausstellung von Schweizer Jugendbüchern über dies alles zu reden; anders wäre es kaum möglich, das ausgestellte Gut und seine Heimat gebührend zu würdigen, das heißt es weder zu überschätzen noch zu unterschätzen. Manches Werk ist nach Thema und Sprache durchaus für den Hausgebrauch entstanden, nicht für die übrige Welt. Dies mag im einen oder andern Fall zu bedauern sein, zweifellos auch vom berechtigten Standpunkte des Verlegers aus, aber es ist wohl auf lange hinaus nicht zu ändern. Es soll uns freuen, wenn schweizerische Jugendbücher aus einem ernsthaften Grunde dann und wann über die Grenzen hinaus Ansehen erworben und behalten haben; erwähnt seien einzig die Verfassernamen Johann David Wyß, Johanna Spyri, Jeremias Gotthelf, Selina Chönz, ferner die Illustratoren Ernst Kreidolf, Hans Fischer, Alois Carigiet, Felix Hoffmann.